

Wolfgang Bühne, Hrsg.

Zum Dasein verflucht?

Zeugnisse der Hoffnung

clv

Christliche

Literatur-Verbreitung

Postfach · 33661 Bielefeld

1. Auflage 1990
2. Auflage 1991
3. Auflage 1991
4. Auflage 1993
5. Auflage 1995
6. Auflage 1995
7. Auflage 1999

© 1990 by CLV • Christliche Literatur-Verbreitung
Postfach 110135 • 33661 Bielefeld
Umschlag: Dieter Otten, Gummersbach
Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-89397-137-8

Inhalt

Dieter Röhrig	
Drogen — verraten und verkauft	7
Ali Çobanoğlu	
Von Mohammed zu Christus	29
Gertrud Berg	
Ich habe abgetrieben... ..	45
Michael Woge	
On the road	63
Uwe Martin Schmidt	
»Wacht auf, Verdammte dieser Erde...«	83

Drogen — verraten und verkauft

Wenn man in einer Familie aufwächst, in welcher der Vater Polizeibeamter ist, dann setzt man voraus, daß dort alles in Ordnung ist. Schließlich spiegelt ein Polizist als Staatsdiener mit seiner Familie ein bißchen wieder, was der Staat ist oder sein sollte: Ordnung, Sicherheit und Disziplin.

Doch bei uns war das ganz anders.

Mein Vater wuchs als Kind in einer sozial schwachen Familie auf, hatte sich aber gut weiterbilden können, so daß er nach einer Maschinenschlosserlehre ein Semester Maschinenbau studieren konnte. Doch dann machte der Krieg einen Strich durch sein Studium.

Nach dem Krieg schien es für meinen Vater nur einen einzigen sicheren Job zu geben, der ihn allerdings nie ganz zufriedenstellte: Polizeibeamter.

Meine Mutter kam aus einer wohlhabenden, christlichen Familie. Ihre Eltern hatten ziemlich ehrgeizige Pläne mit ihrer Tochter und so waren sie nicht gerade begeistert, als sie einen Polizisten heiratete, der von der Bildung her nicht den erwarteten Schliff mitbrachte und zudem noch katholisch war. So war es nicht verwunderlich, daß es in dieser Ehe zu großen Spannungen kam, an denen meine Großeltern nicht ganz unbeteiligt waren.

Bald begann mein Vater zu trinken, weil er kein Mensch war, der mit Problemen umgehen konnte.

So wuchs ich mit meinen Geschwistern in einem Elternhaus auf, in dem es keine Harmonie gab. Meine verletzte und verbitterte Mutter hatte für ihren Mann nur Verach-

tung übrig und mein Vater, von seiner Prägung her ein Einzelgänger, zog sich als der Unterlegene immer mehr zurück, war ständig betrunken und setzte sich auch mit uns Kindern nur dann auseinander, wenn er angetrunken war. Diese deprimierende Atmosphäre meines Elternhauses hatte sich mir tief eingeprägt, so daß jeder Gedanke an eine eigene Familie in mir nur auf Abscheu stieß.

Es kam vor, daß ich als zehnjähriger Junge des Nachts um 24 Uhr aus dem Schlaf gerissen wurde, um meinem Vater eine Einkaufstasche voll Bierflaschen in der nächsten Kneipe zu besorgen, damit er weitertrinken konnte.

Meine Mutter, die es aufgegeben hatte, für ihre Ehe noch etwas zu erwarten, setzte nun alles daran, wenigstens aus ihren Kindern etwas zu machen. So wurde ich auf ein anthroposophisches Gymnasium geschickt, eine Rudolf-Steiner-Schule. Diese Schule arbeitete sehr bewußtseinsfördernd, etwa nach dem Motto: Setzt euch mit dieser Welt auseinander und entdeckt, daß es keine lebenswerten Inhalte gibt. Wenn ihr das erkannt habt, dann nehmt unsere Wertvorstellungen an und werdet Anthroposophen, Esoteriker.

Diejenigen aber, welche die Philosophie der Anthroposophen nicht verstehen oder nachvollziehen konnten, gingen leer aus. Sie hatten sich dann zwar kritisch mit der Welt auseinandergesetzt, aber für sich keine sinnvolle Perspektive erkannt. Sicher lag hier eine der Ursachen, warum einige meiner Klassenkameraden Selbstmord begingen und andere drogensüchtig wurden. Damals war ich in der 10. Klasse und meine Leistungen waren miserabel. In Latein hatte ich eine 6 und die meisten anderen Fächer interessierten mich ebensowenig. Mir kam alles entsetzlich langweilig und sinnlos vor.

Quälende Gedanken fraßen sich in mir fest — wozu lebe

ich? Warum läuft Zuhause alles so schlecht und warum ändert sich nichts?

Warum ist das Leben so stressig, so verrückt, so kaputt?

So brach ich die Schule ab, ging auf die Suche und lernte junge Leute kennen, die Anfang der 70er Jahre bunt gekleidet mit einem starken Gemeinschaftsgefühl irgendwo in der Stadt saßen, Musik machten und Drogen nahmen.

Ich bekam freundschaftlichen Kontakt mit einem jungen Mann, der mich zum ersten Mal mit Drogen bekannt machte. Wir besorgten uns LSD und er erklärte mir, wie man sich bei einem LSD-Trip verhalten muß, wie man den Überblick behält und einen Horrortrip vermeidet.

Als ich den ersten Trip genommen hatte, saß ich im Wohnzimmer meiner Eltern auf dem Fußboden und betrachtete mit einer Lupe das Muster des Perserteppichs. Plötzlich schienen meine Füße ganz weit weg zu sein, ich drehte mich im Kreis und mir wurde schwindelig. Ich spürte, daß die Wirkung vom LSD begann und ging auf mein Zimmer. Plötzlich sah ich, wie sich die Zimmertüre etappenweise in tausend Stufen öffnete und ein Windhauch hellrote Fäden an die Seite wehte. Es schien mir, als hätte ich durch eine Türe eine geheimnisvolle, mir bisher unbekannte Welt betreten. Der Boden glühte und wellte sich wie Lava. Auf der Tapete war ein dreidimensionales Muster zu sehen. Ich setzte mich vorsichtig auf mein Bett.

Als ich dann noch eine LP von Jimmy Hendrix auflegte, ging »die Post ab«. Ich fühlte mich, als befände ich mich in dem Lautsprecher und als sei das Zimmer der Lautsprecher. Ein wahnsinniger Sound tönnte mir entgegen. Wenn ich die Augen schloß, drehten sich Farbkarussells vor mir und wenn ich das Licht ausschaltete, sah ich alle Gegenstände im Raum rotglühend. Ich fand das unwahrscheinlich faszinierend und entdeckte so endlich eine

Möglichkeit, mich der nüchternen Realität zu entziehen und in eine neue Dimension einzutauchen.

Erst Stunden später kehrte ich wieder in die trostlose Alltagswirklichkeit zurück, die mir jetzt noch unerträglich schien, weil ich etwas anderes kennengelernt hatte. Um so mehr hatte ich das Bedürfnis, so bald wie möglich wieder einen Trip zu nehmen.

Mit der Zeit arbeitete ich mich so richtig in den Kreis von Drogenabhängigen ein. Ich wurde aufgenommen und akzeptiert. Wir nahmen viele LSD-Trips gemeinsam und entwickelten einen regelrechten Kult, denn es gehörte eine entsprechende Musik und Atmosphäre dazu, um die richtige Wirkung zu erzielen. Doch je öfter ich LSD nahm — und das war etwa zwei- bis dreihundertmal — umso mehr ließ die Faszination nach.

In den Zeiten, wo ich kein LSD nahm, fragte ich mich: Welchen Sinn hat das Leben? Die Gesellschaft um mich herum verachtete ich und mir selbst klopfte ich auf die Schulter, daß ich als Subkultureller etwas anderes darstellte. Nein, ein Leben, das darin besteht, zu arbeiten, am Feierabend fernzusehen bis einem der Kopf flimmert, zu schlafen und am nächsten Morgen wieder diesen irrsinnigen Kreislauf anzutreten, das war nichts für mich. Schließlich mit 60 in die Rente zu gehen, einen Schrebergarten von Unkraut freizuhalten und die Endrunde des Lebens im Altersheim zuzubringen? Nein danke!

Und doch, wenn ich ehrlich war, mußte ich zugeben, daß ich mich auch in einem sinnlosen Kreislauf befand: Ich nahm meine Drogen, ging damit auf die Reise, bis ich wieder auf dem Boden der Realität landete und mich

mit dieser Wirklichkeit wieder auseinandersetzen mußte. Es schien mir alles unendlich sinnlos zu sein.

Dann begann ich die Antworten auf meine Fragen in der Literatur zu suchen. Ich las den »Steppenwolf« von Hermann Hesse und fand meine Gedanken dort wieder. Carlos Castaneda beeindruckte mich und schließlich las ich William Burroughs, der mich unwahrscheinlich faszinierte. Er, der als Genie im Hintergrund der linken Bewegung galt, beschrieb sein Leben als Fixer und Aussteiger in New York — er hatte für sich die Alternative gefunden, als Morphiumsüchtiger zu leben. Durch ihn angeregt beschloß ich, mit meinem Freund Morphinium auszuprobieren, um unseren eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen.

Wir saßen im Auto und parkten vor einer Disco in Wuppertal, als ein Dealer mit frischer Ware von einem Apothekeneinbruch vorbeikam. Er hatte Morphinium in seiner Tasche und fragte uns, ob wir ein Päckchen haben wollten. Nun, darauf hatten wir ja gerade gewartet. Obwohl wir ein etwas flaes Gefühl hatten, nahmen wir das Angebot an, kochten den Stoff auf und gaben uns gegenseitig eine Injektion.

Die Wirkung übertraf alle Erwartungen. Wir empfanden ein unwahrscheinlich sättigendes Wohlgefühl. Ich war mehr als zufrieden, mir fehlte nichts mehr. Ich erinnere mich noch, wie wir in dieser warmen Sommernacht durch Wuppertal liefen und uns gegenseitig einredeten: Diese Droge wird uns nicht beherrschen, wir bleiben ganz cool in dieser Sache. Wir geben uns ab und zu mal einen Schuß und warten ab, was das Leben bringt.

Doch als am nächsten Morgen die Wirkung vorbei war, hatten wir nur noch einen Wunsch: dieses Erlebnis muß